



Foto: Hans Jörg Michel

gen zu Vater, Mutter, den beiden Frauen, und die Selbstdefinition als Künstler. Wo will ich mich behaupten, wo grenze ich mich ab gegen das, was im Musikbetrieb passiert? Es ist ein Abend entstanden, an dem fünf Menschen, die ich sehr gut verstehe, Spannungsfelder aufbauen.

Gibt es noch einen Rest Distanz, oder denken Sie sich stark in Mozart hinein?
Christof Loy Es wäre Hybris zu sagen, ich fühle wie Mozart. Aber ich denke, dass in mir für Momente sekundenweise etwas aufblitzt, wobei eine große Identifikation da ist, die aus der Beschäftigung mit der Musik heraus passiert. Wenn ich eine Oper von Mozart inszeniere, habe ich immer das Gefühl, ich hab die geschrieben. Das finde ich auch legitim, dass man als

Die Einsamkeit des Genies

Der Opernregisseur Christof Loy im Gespräch über Wolfgang Amadeus Mozart

INTERVIEW ▶
STEFAN KEIM

Herr Loy, Sie haben einen eigenen Abend über Wolfgang Amadeus Mozart entwickelt, „Mozart in Paris“, die Geschichte der Reise im Sommer 1787, als der 21-Jährige ohne seinen Vater Leopold unterwegs war und seine spätere Frau kennen lernte. Was erzählen Sie von Mozart, das nicht in seinen Opern steckt?

in der Gräfin, der Fiordiligi, Donna Anna sowieso. Und daneben die Konstanze, die er ja auch geheiratet hat, die etwas Warmes, Fürsorgliches, Bodenständiges hatte. Das ist der andere Frauentyp, der ihn immer interessiert hatte. Da gibt es die ganzen Zofffiguren, auch eine Dorabella ist viel greifbarer, oberflächlich gesehen auch menschlicher als die Damen, die das kalte, glitzernde Feuer in sich haben.

Regisseur so einen Größenwahn entwickelt. Man sollte nur aufpassen, dass man das auf die Probe beschränkt. Sonst wäre es doch sehr vermessen.

1 | Philipp Otto und Désirée Brodka in Christof Loys „Mozart in Paris“ am Staatsschauspiel Stuttgart im Frühjahr 2005.

Christof Loy Alle reden immer von diesem Vater. Natürlich ist die Vaterbeziehung wichtig. Aber die Mutter wurde immer links liegen gelassen. Deshalb habe ich mich mal darum gekümmert, wie Mozart seine Mutter beschrieb. Als er 1787 erstmals ohne seinen Vater unterwegs war, hat er sich als Mensch viel mehr getraut und ja auch die beiden Schwestern Weber kennen gelernt. Meine kühne Behauptung ist: In den sieben großen Opern hat Mozart immer Varianten von diesen beiden Schwesterntypen durchgespielt. Einmal die Aloyisa, die für ihn Unerreichbare, die ewige Liebe. Die spiegelt sich

Ist dieses Stück aus Ihrer Regietätigkeit heraus entstanden?

Christof Loy Es ist eine sehr persönliche Geburt. Erst als ich die Darsteller gefunden hatte, für die ich Lust hatte, das Stück zu kreieren, erst da wurde es konkret. Und Friedrich Schirmer (Anm. d. Red.: der damalige Stuttgarter Schauspielintendant) hatte mir carte blanche gegeben, auch die freie Wahl von Sängern und Darstellern. Mit ihnen konnte ich ergründen, was Mozart in dieser Zeit bewegt hat, die Beziehun-

Wenn Sie das gleiche Stück noch einmal inszenieren oder wieder aufnehmen, ist das keine Wiederholung. Ihre Frankfurter „Entführung“ unterscheidet sich von der Aufführung in Brüssel, obwohl die Ausstattung geblieben ist. Was für ein Prozess ist das?

Christof Loy Bei mir haben die Inszenierungen viel mit der Besetzung zu tun. Ich beschreibe gern den Sängern einen psychologischen Parcours. Und ich setze darauf, dass die Sänger damit etwas anfangen können, worauf ich dann wieder reagiere. Es kann sein, dass zwei verschiedene Sänger mit ein und derselben Information etwas grundsätzlich anderes machen. Und ich gehe darauf ein, das finde ich am Aufregendsten.

Wie nähern sie sich „La clemenza di Tito“, die im Januar an der Frankfurter Oper Premiere hat?

Christof Loy Nicht die „Zauberflöte“ ist Mozarts letzte Oper, sondern der „Tito“. Hier hatte er den Mut, das Problem Einsamkeit, das ihn sehr beschäftigt hat, genau einzukreisen. Weil diese Einsamkeit nicht nur für Titus sondern auch für die beiden anderen Protagonisten, Sextus und Vitellia, genauso wichtig ist. Man sieht drei Menschen, die versuchen, ihre Einsamkeit zu durchbrechen, indem sie einen Kontakt intensivieren. Und alle drei bemerken nicht, dass sie sich einen völlig verkehrten Partner ausgesucht haben. Mozart hat Charaktere geschaffen, die letztlich wissen, dass sie sich in eine Blindheit verrennen, die sie aber nicht wahrhaben wollen. Die Einsamkeit des Herrschers ist etwas, was Mozart auch kannte. Er war sich seiner Sonderstellung als Genie schon bewusst. Sein Vater hatte ihm schon geschrieben, als er 20 war, du bist ein Genie, die werden sich an dich hängen, vertraue keinen Schmeichlern. Das kennt auch Titus. Und der versucht, das aufzubrechen, sucht Sozialkontakte, versucht sich zu betrogen, dass er nicht so allein ist. Und dann erlebt er Rückschläge. Titus schließt überstürzt Ehen, nur weil er nicht allein sein will. Typisch für Mozart ist, dass am Ende des zweiten Aktes Titus, Vitellia und Sextus einiges über das Leben gelernt haben. Sie kennen sich etwas besser, sind sogar bessere Menschen, aber dadurch nicht glücklicher. Das ist ein herbstliches Gefühl, traurig, ohne dass es puccintraurig ist. Ich habe mich immer gefragt, was Kant mit dem kategorischen Imperativ meint. Wenn man so handelt, ist eine gewisse Leere da, und trotzdem weiß man, es ist gut, dass man etwas über sich erfahren hat, dass es eine Form von moralischer Verpflichtung in einem sozialen Kontext gibt. Insofern ist Mozart der modernste Komponist seiner Zeit. Weil er ein Gefühl von Aufklärung in seine Tonwelt übersetzen konnte.

Was verstehen Sie unter dem Begriff Genie heute?

Christof Loy Ich habe grundsätzlich kein Problem, Mozart als Genie zu bezeichnen. Er war sich seines Könnens bewusst, hatte dabei aber auch eine große Bescheidenheit. Er hat nicht schlecht über seine Kollegen gesprochen, sondern hatte großen Respekt vor ihnen. Und als Mensch im Umgang mit seinen Freunden und seiner Familie war er normal, hat auch furchtbare Fehler gemacht. Zum Beispiel hat er sich als viel beschäftigter junger Familienvater nicht mehr um den eigenen Vater in Salzburg gekümmert. Er hat seiner Schwester nicht mehr geschrieben. Wenn man die Briefe genau liest, entsteht das Porträt eines Menschen, bei dem man jeden Schritt rekonstruieren kann. Was man nicht nachvollziehen kann, sind die Kompositionen. Genie bedeutet ja nicht, dass ein Mann unfehlbar ist in allem, was er tut. Er war selbst eine so komplexe Figur wie seine Opernfiguren. Und nur weil er so viele Fehler hatte als Mensch, konnte er das seinen Gestalten zugestehen.

Wie einzigartig ist Mozart? Ich frage deshalb, weil ich letztes die Oper „Tarare“ von Salieri gesehen habe und überrascht war, wie spritzig, originell und mozartisch diese Musik ist.

Christof Loy Das ist ein interessantes Thema. Ich werde mir sicherlich aus dem Mozart-Umkreis Stücke herausuchen, die ich inszenieren werde. Mozart war ein genialer Eklektiker, der wach beobachtet hat, was die Kollegen um ihn herum gemacht haben. Und er konnte es präzise auf den Punkt bringen. Das ist ähnlich wie ein Filmregisseur, der unheimlich viel ins Kino geht, über alles informiert ist, was gerade läuft, der Tricks und bestimmte Einstellungen sieht und weiß, wie die erst richtig zur Wirkung kommen. Das hat Mozart verstanden. Bestimmte Harmonien findet man auch bei Salieri. Aber eine Form zu finden, in der nichts überflüssig ist, das ist Mozarts Leistung. Und er hat immer theatra-

lisch gedacht. Auch bei Instrumentalmusik hatte er Geschichten im Kopf. Wenn ich Instrumentalmusik von ihm höre, kann ich Geschichten erzählen. Man könnte Märchen zu seinen Klaversonaten erfinden. Und ich bin sicher, dass er das intuitiv auch getan hat. Es sind immer Dialoge, Fragen und Antworten, in seiner Musik. Das sind Dramen.

Wachheit ist ein Begriff, der häufig fällt, wenn Sie über Mozart sprechen.

Christof Loy Wachheit, Neugier, dabei immer auch Demut. Und die hat mit einer Gläubigkeit zu tun. Das war für ihn ein zentrales Lebensgefühl. Er hat sich als ein kleines Rädchen innerhalb einer großen Welt empfunden. Was ihn nicht daran hinderte, sich zu einem entscheidenden Rädchen zu machen. Er hat gespürt, es gibt so etwas wie eine Schöpfung. Und ich muss aus meinem Leben machen, was ich herausholen kann.



Christof Loy, Jahrgang 1962, hat so viel Mozart inszeniert wie kaum ein anderer Opernregisseur. Seit 1990 ist er freischaffend im Musiktheater und Schauspiel tätig. Neben zahlreichen Opern anderer Komponisten inszenierte er „Die Zauberflöte“ (Stuttgart 1990), „Die Entführung aus dem Serail“ (Freiburg 1992), „La finta giardiniera“ (Deutsche Oper am Rhein Düsseldorf-Duisburg 1998), „Le nozze di Figaro“ (Brüssel 1998), „Idomeneo“ (Bonn 1999), „Don Giovanni“ (Graz 1999), „Die Entführung aus dem Serail“ (Brüssel 1999, Koprod. mit der Frankfurter Oper), „Die Zauberflöte“ (Deutsche Oper am Rhein 2004). Am 27. Januar hat seine Inszenierung von „La clemenza di Tito“ in Frankfurt Premiere. Loys Kreation „Mozart in Paris“ (Stuttgarter Schauspiel 2005) ist wieder vom 4. bis 7. März im Theater Duisburg zu sehen, dann ab 24. Februar am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und ab 17. Mai bei den Wiener Festwochen.



Foto: Markus Kirchgessner